

gekomen. „Wenn ich früher,“ erzählt er in den „Tag- und Jahreshäften,“ „den hier und da in Zeitschriften überseht mitgetheilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poems Nichts abgewinnen konnte, so wirkten sie doch jetzt zusammen desto lebhafter auf mich ein und ich mußte mich dagegen positiver verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können. . . . Alles, was dem Stoffe und Sinne nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und das mit um so mehr Heftigkeit, als ich höchst nöthig fühlte, mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten.“ Immer naturgemäß lebend, empfindend, weiterschreitend, erkannte er bald, daß dies die Poesie sei, die sich am besten für das Greifenalter eigne. „Diese Muhammedanische Religion, Mythologie, Sitte,“ schrieb er an Zelter, „geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt.“ Er hebt dann unter ihren Eigenschaften zuvörderst „unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes“ hervor. Schaefer vermuthet, das Buch „Suleika“ lasse auf eine Liebesneigung schließen, „die ihm die Wärme jugendlicher Leidenschaft zurückgab,“ fügt dann aber hinzu: „Daß diese Lieder in keiner Beziehung stehen zu dem schon seit vier Jahren völlig abgebrochenen Briefwechsel mit einem Kinde, das sich auch als Suleika hat eindringen wollen, bedarf wol kaum einer Bemerkung.“

Neben diesen poetischen Erzeugnissen beschäftigten den rastlos thätigen Geist fortdauernd und namentlich auch im J. 1816 kunstgeschichtliche und naturwissenschaftliche Arbeiten. Er gründete in diesem Jahre die Zeitschrift „Kunst und Alterthum,“ die er bis 1828 fortsetzte, und in der er richtigere Ansichten über altteutsche Kunst verbreitete und besonders auch der Kunstweise Johann van Eyck's zuerst in weiteren Kreisen Anerkennung verschaffte. Im Gebiete der Farbenlehre widmete er namentlich den entoptischen Phänomenen, die jetzt „an der Tagesordnung“ waren, besondere Aufmerksamkeit und eingehende Studien. Nicht geringen Merger verursachte es ihm, als Professor Pfaff, „nach einer,“ wie Goethe sich in den „Tag- und Jahreshäften“ ausdrückt, „den Deutschen angeborenen unartigen Zubringlichkeit,“ ihm seine Schrift gegen die Farbenlehre zusandte. Er legte sie jedoch bis auf künftige Tage, wo er mit sich selbst vollkommen abgeschlossen hätte, zur Seite. „Seinen eigenen Weg zu verfolgen,“ bemerkt er, „bleibt immer das Vortheilhafteste; denn dieser hat das Glückliche, uns von Irrwegen wieder auf uns selbst zurückzuführen.“ Dagegen gewann seine Farbenlehre einen Anhänger und wohlwollenden Freund an dem jungen, später als Philosoph berühmten gewordenen Arthur Schopenhauer. „Wir verhandelten,“ berichtet Goethe, „manches Uebereinstimmende mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen.“ Daß Tagebuch seiner italienischen Reise, besonders desjenigen Abschnittes, der seine Reise nach Neapel und Sicilien

betrifft, bildete sich immer mehr aus „und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft,“ berichtet er weiter, „konnte ich nicht unterlassen, an dem vierten so lange verzögerten und erwarteten Bande von „Dichtung und Wahrheit“ wieder einige Hauptmomente zu verzeichnen.“ In dem kleinen thüringischen Badeorte Tennstädt, wohin er sich auf einige Zeit zurückgezogen hatte, verfaßte er die gewissermaßen als ein Seitenstück zu seinem „Römischen Carneval“ zu betrachtende Schilderung des „Rochusfestes, dem er auf seiner Rheinreise im J. 1814 an Ort und Stelle beigewohnt hatte. Leider blieb eine beabsichtigte große Cantate zum Lutherfest (das Datorium „Christus in der Weltgeschichte,“ wovon sich eine vollständige Skizze erhalten hat) liegen „wegen Mangels an Zeit und Aufmunterung,“ wie Goethe schreibt. Es ist sicherlich traurig, wenn selbst einem Goethe für ein solches Werk die nöthige Aufmunterung nicht entgegenkam!

Ein harter Schlag traf ihn in diesem Jahre, der Tod seiner Gattin, die auf einer Spazierfahrt an der Seite ihres Mannes plötzlich vom Schlage getroffen wurde und an den Folgen desselben bald darauf, am 6. Juni, starb. Die Ausbrüche tiefsten Schmerzes, denen sich Goethe an ihrem Sterbebette überließ und einige schriftliche Aeusserungen, darunter ein Paar Reimzeilen, in denen er noch an ihrem Todestage seinem Schmerze Luft zu machen suchte, beweisen, daß er ihren Verlust tief empfand und wahrhaft und aufrichtig beklagte. Er hatte an ihrer Seite 28 Jahre lang doch manches Glück genossen und friedlich und ruhig hingelegt, unbekümmert um das Geflätz der bösen, das heißt der vornehmen Frauenwelt, die nicht müde wurde, ihr Uebles, z. B. übermäßige Tanzlust, sogar Neigung zum Trunk, vorzuwerfen. Es waren dieselben Frauen, darunter sogar Frau von Stein, welche ihren Haß auch auf Goethe's Sohn übertrugen und kleinlich genug waren, diesem die Gläser Champagner nachzurechnen, die er bei festlichen Gelegenheiten hinunterstürzte. Beachtenswerth dagegen ist das günstige Zeugniß Knebel's, der in seinem Trost- und Beileidschreiben vom 10. Juni unter Anderem bemerkt: „Die Prüfungen, die Du, Bester, in diesen letzten Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältniß zu Dir jederzeit sehr achtungswerth erschien. . . . Meine Frau, die die Deinige wahrhaft geschätzt und geliebt hat, ist sehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel Theilnehmendes sagen“³⁸⁾.

³⁸⁾ Hier ist auch noch des günstigen Urtheils der Frau von Knebel über Christiane zu gedenken, welches ein Anonymus in der Schilderung seines Besuchs bei Goethe und Knebel (f. Nr. 24 und 25 des „Weimarer Sonntagsblattes“ 1857) mitgetheilt hat. Die Knebel sagte, Goethe's Frau sei beneidet und deshalb viel angefeindet und verleumbet worden, aber sie habe einen vortrefflichen Charakter und das beste Herz gehabt, und sie alle seien der Ueberzeugung, daß Goethe nach seiner Eigenthümlichkeit nie eine passendere Frau für sich hätte finden können, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht gewesen sei, wie sie nie an sich selbst, sondern nur daran gedacht habe, ihm sein Leben angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte sie,“ fuhr Frau von Knebel fort, „eine

In dasselbe Jahr 1816 fällt ein Besuch der Hofrätin Kästner, durch Goethe's Roman berühmt geworden als „Werther's Lotte“, nun 60 Jahre alt, Witwe und Mutter von zwölf Kindern. Sie sah jetzt etwas anders aus als damals, wo sie ihren kleinern Geschwistern das Butterbrod austheilte, und sie hätte vielleicht besser gethan, Goethe diesen Anblick zu ersparen. Dabei trug sie, wie man in Weimar erzählte, ein weißes Kleid wie in Wehlar und that halb zärtlich halb kokett, womit sie nun aber bei Goethe Nichts mehr ausdrückte.

An Freuden und Auszeichnungen fehlte es Goethe in diesen Jahren sonst nicht. Sein fürstlicher Freund, nun zum Großherzog erhoben, hatte 1815 Goethe's Ministerialgehalt auf 3000 Thaler erhöht, ungerechnet eine besondere Zulage für Pferde und Wagen. Er erhielt ferner, gleichzeitig mit von Voigt, im Jahre 1816 das Großkreuz des am 30. Jan. erneuerten weimarischen weißen Falkenordens. Im wirklichen Staatsministerium nahm Goethe auch jetzt seinen Sitz nicht wieder ein, aber er behielt den Titel eines Staatsministers bei und führte die Oberaufsicht über die landesherrlichen Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Freude und Heiterkeit kehrte aber namentlich in sein Haus ein, als sich sein Sohn August, der bereits in weimarischen Staatsdienst getreten war, mit Dittlie von Bogowisch verband. Lewes nennt sie „eine der glänzendsten und muntersten Damen Weimars“ und fährt dann fort: „Sie war stets ein großer Liebling ihres Schwiegervaters und führte ihm bis zu seinem Tode den Haushalt, empfing seine vielen Gäste und stand so hoch in seiner Gunst, daß sie sich gegen ihn Alles erlauben durfte. Im nächsten Jahre sang er seinem ersten Enkel (Walthers) das Wiegenlied. Bald erfreute ihn ein zweiter (Wolfgang), der, wie es scheint, später sein Liebling wurde; er ließ ihn bei sich im Zimmer arbeiten und spielen und pflegte ihn sein liebes „Wölkchen“ zu nennen.“

Der bemerkenswerthen Ereignisse in Goethe's Leben werden von hier an immer weniger; er lebte, freilich immer und unablässig denkend, schaffend und wirkend, sich eben allmählig aus; und Andere, oft Jüngere, neben ihm auch. Die sogar in Deutschland auftauchenden demagogischen Bewegungen und Leidenschaften waren wenig nach seinem Sinne; er erblickte in ihnen nur eine bedenkliche Störung der ruhigen organischen Entwicklung im Geistesleben der deutschen Nation, einen Abfall von dem Humanitätsprincipe, dem er huldigte, und sie waren ihm

sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern, und kannte ihn so genau, daß sie immer mußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthunend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr ausgeübete Frau, aber sie hatte sehr viel natürlichen hellen Verstand; Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen sich zu stark bei ihm drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung schon Manches verdanke.“ Die Knebel verscherte auch, daß Goethe ihren Tod noch immer nicht (im August 1820) verschmerzen könne.

um so peinlicher, da sie in seiner unmittelbaren Nähe auftauchten, ja besonders von der Universtität Jena ausgingen, die sein Augapfel gewesen war, für die er so viel gethan hatte. Die Wartburgfeier schien ihm eine „ahnungsvolle Gegenwart“ anzukündigen und er bemerkte weiter: „Das Reformationsjubiläum verschwand vor diesen freischen jüngeren Bemühungen. Vor dreihundert Jahren hatten tüchtige Männer Großes unternommen; nun schienen ihre Großthaten veraltet und mochte sich ganz Anderes von den neuesten öffentlich geheimen Bestrebungen erwarten.“ Die ironische Bedeutung dieser Worte ist unverkennbar; doch sind sie noch mild genug und drücken sicherlich nur schwach die Stimmung aus, in welche er sich durch diese Erscheinungen versetzt fühlte. Er, der bei einem Besuche Karlsbads im J. 1819 seine Freude darüber ausdrückt, daß er an dem Fürsten Metternich „wie sonst einen gnädigen Herrn“ gefunden, stand damals in der That auf der Seite derer, die man in unsern Tagen Reactionaire zu nennen pflegt; er bewies dies namentlich, als er in einem ihm vom Herzoge aufgegebenen Gutachten anrieth, Oen's im J. 1816 gegründetes Oppositionsblatt „Jfis“ zu unterdrücken³⁹⁾. Hatte er doch schon in seinen eigenen und Schiller's „Ferien“ den „höchsten Mißbrauch der Pressfreiheit“ erkannt und eingestanden. Der in diesem Falle ruhiger blickende Großherzog vermied es jedoch, sich durch ein Verbot der „Jfis“ mißliebig zu machen und wartete die Beschlüsse des Bundestags ab, welche dieser Oppositionspublifik von selbst und mit Einem Schlage ein Ende machten. Der Tod seines Mitarbeiters von Voigt (den 22. März 1819) veranlaßte Goethe zu folgender Bemerkung: „Er fühlte sich in der letzten Zeit sehr angegriffen von den unaufhaltam wirkenden revolutionären Potenzen und ich pries ihn deshalb selig, daß er die Ermordung Kobene's, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde“⁴⁰⁾.

Die Ertheilung der landständischen Verfassung für Weimar nahm er hin wie ein Unvermeidliches; aber ihm selbst war sie höchlichst unbequem. Das Land war nach seiner Ansicht, und dies war auch ganz richtig, bisher

39) Das Gutachten ist in Dünker's „Goethe-Studien“ S. 375 fg. abgedruckt.

40) Das Verhältniß zwischen Goethe und von Voigt war ein sehr inniges und beweist abermals, welcher seltenen Treue Goethe gegen tüchtige Naturen fähig war, wie wenig er daran dachte, sich im Vollgeföhle seines Genies über diejenigen zu erheben, deren Wollen er als redlich, deren Wirken er als nützlich erkannte. Zwischen beiden bestand, wie Kanzler von Müller versichert, „eine Wechselwirkung von Vertrauen, Aebentausch, eigenthümlichster Anerkennung und heiterer Thätigkeit, die sich bis zum letzten Lebenshauche treulichst bewährt hat.“ Goethe widmete ihm unter Anderem zu seinem Dienstjubiläum (den 27. Sept. 1816) ein Gedicht, und als er starb, klagte er: „Für mich entfehlt eine große Lücke und dem Kreise meiner Thätigkeit entgeht ein mitwirkendes Princip.“ Bezeichnend ist es, daß Goethe im hohen Alter den Worten „Tod,“ „Sterben“ u. s. w. vorsichtig aus dem Wege ging; statt „er stirbt,“ sagt er euphemistisch: „er verläßt uns.“ Es war nicht eigentlich das Sterben an sich, was er fürchtete, sondern der Gedanke, daß damit auch sein fruchtbares Wirken auf dieser ihm so lieb gewordenen Erde aufhöre, erregte ihm Grauen.

vollkommen gut regiert worden; und nun sollten so und so viel Leute in die Verwaltung mit drein sprechen und den Gang der Regierung und die Verwendung ihrer Geldmittel kontrolliren. Seiner Ansicht nach bestand ja die Majorität „aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrölet, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Vieles Reden war ihm langweilig, und er wußte, wie in landständischen Versammlungen manche das Wort nur ergreifen und wiederholt ergreifen, um doch auch von sich etwas hören zu lassen; um zu zeigen, daß sie doch auch etwas sind und etwas bedeuten wollen, selbst Männern wie Goethe gegenüber; er wußte, daß Landstände zu knaufern lieben und zwar oft gerade am unrechten Orte, und daß namentlich Kunst und Wissenschaft, die ihm zumeist am Herzen lagen, unter dieser Knauferlei zu leiden und von Männern, deren geistiger Horizont meist nur ein beschränkter und deren Hauptziel meist nur ein möglichst wohlfeiles Budget ist, nichts Gutes zu erwarten haben. Daher nahm er auch nur selten an den Sitzungen der Stände Theil, weil er nicht „vor Langeweile schwinen“ wollte. Im Verlaufe der Jahre gerieth er sogar mit den Landständen in einen unangenehmen Conflict, als diese im J. 1823 wegen der von der Oberaufsichtskommission verwandten Gelder von ihm Rechnungsablage verlangten. Goethe war sich bewußt, die Gelder immer aufs Beste, Zweckmäßigste und Oekonomischste verwandt zu haben, und die Einsicht in die Rechnungen nach Goethe's Tode hat dies auch klar ans Licht gestellt. Nun aber sollte er über Heller und Pfennig Rede stehen; das war zu arg, zumal da es sich ja um eine seines Dafürhaltens nur „lumpige Summe“ (noch nicht 12,000 Thlr.) handelte. Er verweigerte den Nachweis, halb humoristisch, gradezu und der Landtag beschloß Anfangs, die Summe nicht weiter zu bewilligen. Der Großherzog verhandelte mit dem Landtagsmarschalle, um einen veröhnlichen Ausweg herbeizuführen; auch die Großherzogin suchte durch Luthen auf die Stände einzuwirken und bemerkte bei dieser Gelegenheit sehr treffend: „Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden.“ Der Landtag ließ denn auch seine Forderung fallen, aber der von 1831 nahm sie aufs Neue und dringender wieder auf. Goethe zeigte sich so hartnäckig wie früher und erst sein Tod machte diesem verdrießlichen Conflict ein Ende, und es dürfte wol doch Mancher der Ansicht sein, daß der Landtag von 1831 verständiger gehandelt hätte, gegen den alten Herrn, der für Teutschland so Großes gewirkt und sich auch um das Wohl des weimariſchen Landes in hohem Grade verdient gemacht hatte, Nachsicht zu üben, statt ihm die letzten Tage seines Lebens zu verbittern. Auch in diesem letzten Abschnitte seines Lebens ließ er nicht nach, Nützliches namentlich für Jena ins Leben zu rufen, z. B. das botanische Museum und die Thierarzneischule, und auch um die Umgestaltung der jenaischen Bibliothek erworb er sich große Verdienste.

In einem andern Conflict, der ihm sicherlich viel-

mehr zu Herzen ging als der mit den Landständen, gerieth er im J. 1817, nämlich mit dem Großherzoge selbst, und zwar wegen einer im Grunde sehr läppischen Theatergeschichte, die sie ernstlich zu verfeinden drohte, nachdem sie über eine Menge der wichtigsten Fragen, die zum Theil wol geeignet waren, eine nachhaltigere Differenz zu erzeugen, immer leicht zur Verständigung gelangt waren. Schon früher hatte man ihm in der Person des Grafen Götling einen Intendanten zur Seite gesetzt, eine Maßregel, die ihm allerdings kränkend, unangenehm und wider seinen Willen getroffen war, über die er sich aber dadurch hinwegsetzte, daß er den Grafen von jeder Betheiligung an den Geschäften auszuschließen wußte und in den Sitzungen so that, als ob er gar nicht da sei. Dabei aber stellte er sich doch an, als ob er der Hilfe bedürfe, indem er veranlaßte, daß ihm sein Sohn in der Leitung des Theaters zur Beihilfe gegeben wurde. Nun war es allerdings ein sehr verlegendes Ansehen, als man im März 1817 von Goethe verlangte, das nach dem Französischen bearbeitete Melodrama „Der Hund des Aubry“ aufzuführen und darin einen dressirten Pudel, mit welchem der Schauspieler Karsten herumzog, aufzutreten zu lassen. Ein Pudel auf der weimariſchen Bühne, die Goethe bis dahin so reinlich gehalten und im Sinne der idealsten Keuschheit geleitet hatte! Er mußte das Ende aller Kunst in Teutschland gekommen glauben und der Anfang des Endes war es auch. Goethe berief sich mit gewohnter Schlaueit auf einen Paragraphen der Theatergesetze, wonach Hunde auf die Bühne mitzubringen untersagt war. Der Großherzog, ein Liebhaber von Hunden, wollte aber die Künste des Thieres durchaus sehen, und nun bemächtigte sich die intriguannte, gegen Goethe längst schon grollende Frau von Heygendorf, ehemalige Jagemann, der Gelegenheit, zwischen dem Großherzoge und seinem alten Freunde ein Zerwürfniß hervorzubringen, suchte das Verfahren Goethe's in ein gehässiges Licht zu setzen und überredete den Großherzog, den Hund den Theatergesetzen und dem ausgesprochenen Willen Goethe's zum Troß doch kommen zu lassen. Goethe rief, als man ihm die Kunde hinterbrachte, schmerzlich bewegt aus: „Karl August hat mich nie verstanden!“ was auch in Bezug auf seine Kunsttendenzen und ästhetischen Grundsätze bis zu einem gewissen Grade wirklich der Fall gewesen sein mag, reiste mit Hinterlassung eines Schreibens an den Großherzog nach Jena ab und bat von hier aus um seine Entlassung von der Intendanz. Karl August vermochte aber ohne Goethe, mit dem ihn ein wirkliches aufrichtiges Freundschaftsbedürfnis verband, nicht zu leben, er bereute seine Uebereilung, er bedauerte ihre Folgen und wenige Tage darauf reiste er ihm nach Jena nach, wo sie nach der ersten Begrüßung, die im botanischen Garten stattfand, lange sich in stummer Umarmung festhielten und dann zwei Stunden lang im Garten auf- und niedergingen. Aber auf der Niederlegung seiner Intendanz verharrte Goethe und das Theater, das für ihn seinen Reiz verloren hatte, besuchte er fortan nur bei besondern Anlässen. Ja er soll wegen der mancherlei Verdrießlichkeiten, die er in letzter Zeit in Weimar zu